

(Nachdruck verboten.)

## Es lebe die Kunst!

30) Roman von E. Diebig.

„Das verliert sich in der Ehe sofort,“ hatte Frau Kistemacher zu dem Bräutigam gesagt, „ich war gerade so; das macht die Verliebtheit!“

Kistemachers erwies sich sehr treu; sie fühlten sich Elisabeth nun noch eine Stufe näher gerückt — ein Geschäftsmann, noch dazu aus kleinen Verhältnissen wie sie auch, das paßte. „Sie haben das Rechte gethan!“ sagte Kistemacher. „Eine solide Basis, liebe Freundin, dann blüht das Geschäft!“ Er bot Ebel das „Du“ an.

Frau Kistemacher besorgte für Elisabeth alles; die Aussteuer an Wäsche, die ganze Wohnungseinrichtung. Tagelang lief sie umher, gehetzt wie ein Jagdhund mit langhängender Zunge, stürzte alle Augenblicke zu Elisabeth hinauf, zeigte ihr Proben, dieses, jenes, kam mit Katalogen, mit Porzellan, mit Emaillegeschirr; füllte die kleine, stille Stube mit ihrem Geschwätz, lachte, stöhnte, je nach Bedürfnis, und stellte die Kochtöpfe auf den Schreibtisch.

Elisabeth konnte nicht arbeiten; abends lag sie schlaflos im Bett und machte sich Vorwürfe darüber. Eine Reihe von Entwürfen, eine Kette von Ideen, die sie vorher gehabt, standen um ihr Bett — ungeborene Kinder, die nach Leben schrien. Sie versuchte zu schreiben, sie quälte sich; es gelang nicht. Aufgeregt warf sie die Feder hin, und dann beruhigte sie sich selber: bald war ja die Hochzeit, und danach würde sie wieder arbeiten — ja, arbeiten! Sie beschleunigte die Hochzeit, und sehnte sie mit Ungeduld herbei.

Frau Kistemacher blinzelte dem Bräutigam zu. Hatte sie nicht Recht gehabt? Eine sehr verliebte Braut!

Ebel war kein anspruchsvoller Bräutigam, tagsüber war er auf der Bank, nur abends wollte er gern bei seiner Braut sein. Er führte sie auch ins Theater, und da fiel es ihr auf, welch natürliches und gesundes Urteil er hatte; sie freute sich darüber, es war ihr eine Genugthuung, und doch — dort trafen sie andere, die verdarben ihr das Vergnügen. Elisabeth war bekannter gewesen, als sie selbst es geahnt; man glogte sie an, sie, die aufkommende Berühmtheit, am Arm des simplen Menschen, des Bankbuchhalters! Sie merkte die Verwunderung an jedem Blick, an jedem Gruß.

Eines Tages erhielt sie die erste schlechte Recension; Maier schickte sie ihr, ebenso, wie er ihr die guten gejandt hatte. Er schrieb freundlich an den Rand: „Man muß auch solche Klänge hören. Lachen Sie!“

Es war das erste scharf Tadelnde, was sie über sich las — da stand von „maßloser Ueberschätzung“, „Geschöpf der Clique“, und so weiter. Sie war außer sich. Frau Kistemacher, die gerade in höchst wichtiger Mission, mit den ersten Mustern der Bettwäsche, kam, wurde beiseite geschoben. „Sehr schön, sehr schön, bitte nachher, nachher!“ sagte Elisabeth und lief zu Marie Ritter; die war nicht zu Hause. Dann ging sie zu Heider; seit dem Weihnachtsabend war sie nicht mehr hier hinaufgestiegen. Auf den Treppen wieder Kindergequarr, hinter allen Thüren Poltern, Töpfeklappern und Gefänge. Selbst die Ziehharmonika piepste wieder. Alles wie damals — nur der Weihnachtsgeruch fehlte, dieser süße Duft; und in ihrem Herzen fehlte auch etwas. Das pochte wohl ebenso rasch wie damals, vielleicht noch rascher, aber nicht in ahnungsvoller Erwartung, nicht in unbestimmter Sehnsucht. Kein bräutliches Gefühl war in ihr — sie dachte nur an ihre Recension. Stürmisch nahm sie Stufe um Stufe. Sie riß an der Klingel und fiel Heider fast in die Arme; sie hielt ihm die Kritik vor die Augen.

Er sah sie verwundert an. „Und darüber erregen Sie sich so? Pfeifen Sie darauf! Diese Kritik hat ein Ihnen persönlich Uebelwollender geschrieben, darauf will ich wetten! Bahaha!“

Er konnte lachen?!

„Uebrigens ist bei aller Bosheit ein Körnchen Wahrheit darin. Die Clique ist mächtig, auch bei Ihnen ist sie's gewesen!“

„Bei mir?“ Sie mußte laut lachen, das war denn doch zu abgeschmackt. Wie konnte er das sagen?! Sie wurde böse.

„Lache doch!“ hatte auch ihr Bräutigam gesagt, als er spät am Abend zu ihr kam; er hatte viel zu arbeiten gehabt, hungrig und müde saß er nun in der Sofa-Ecke. Mitle brachte das Abendessen herein; gleich würde Frau Kistemacher kommen, die sich als Anstandsdame opferte.

Elisabeth schob die Schüssel zurück. „Hier, lies erst!“

Er las. „Lache doch!“ sagte er und lachte selbst dabei. „Wenn sie Dich angreifen, mußt Du etwas wert sein. Unbedeutende greift man nicht so an.“

Sie beruhigte sich und lehnte den Kopf an seine Schulter.

„Elisabeth, meine Elisabeth,“ flüsterte er, „bald meine geliebte Frau!“ Zärtlich streichelte er ihre Wangen.

Sie versanken beide in Träumereien; das Essen auf dem Tisch dampfte nicht mehr, es war schon kalt geworden. Plötzlich richtete sie sich auf. „Ich werde arbeiten,“ sagte sie hart, ich werde ihnen zeigen, wer ich bin!“ Eine gereizte Entschlossenheit klang aus ihrem Ton, ihre Augen leuchteten unruhig umher. „Bald sind wir verheiratet, und dann“ — sie hatte ihn zerstreut angesehen, ihre Blicke schienen sich einzubohren — „dann kann ich arbeiten!“

Nun hatten sie schon ein Kind.

Der Knabe schlief fest, als die Eltern an sein Bettchen traten. Wie hübsch war er! Sein blondes Köpfchen lag in die Kissen eingewühlt, und zwei geballte Fäustchen zeigten sich oben auf der Steppdecke.

Ebel zog seine Frau näher heran. „Sieh mal, was er sich für rote Bäckchen geschlafen hat! So prächtig gesund sieht er aus!“ Er kniete hin und küßte die kleinen Fäuste.

Um Elisabeths Mund irrte ein süchtiges Lächeln, sie stand in Gedanken, das Gesicht geradeaus gerichtet. Sie war nicht mehr in dieser kleinen Stube, in der Bindeln am Ofen trockneten und der ruhige Atem des schlafenden Kindes einzig zu hören war — sie war weit weg. Sie sah die wechselnden Bilder auf der Bühne und hörte den Beifall des Publikums. Sie sah sich selbst an der Rampe erscheinen, sich verneigen — sie sah nicht den Zuschauerraum, der sich endlos im Schein strahlenden Lichtes dehnte, in dem immer neue Köpfe auftauchten, immer neue Gestalten — Reihen, endlose Reihen — — — das war die ganze Welt! Alle Menschen drängten herzu, sie lauschten ihren Worten, und ihre Worte zündeten ein Feuer an, das da brannte wie Osterfeuer auf den Bergen. Die Herzen brannten, Tausende von Augen blickten zu ihr auf, Hände reckten sich ihr entgegen — — —

Sie schrad zusammen, Ebel hatte ihre Hand gefaßt. „Laß doch, Wilhelm!“

„Pst!“ Er wies auf das schlafende Kind, das zu träumen schien; es bewegte die kleinen Lippen und lächelte.

Sie sah es an mit krauser Stirn. Da lag es so unschuldig, und es hatte ihr doch so viele Schmerzen gemacht, sie gehindert, gehemmt; ihre Schwungkraft gelähmt vor seiner Geburt — und nach seiner Geburt — — ? Vereitete es ihr von seinem ersten Schrei an nicht jeden Tag neue Sorgen? Der kleine Körper wollte gepflegt sein, der kleine Geist auch schon. Es war ihre Pflicht, sich dem zu unterziehen, sie war moralisch dazu gezwungen. Und doch war noch anderes da, was sie mächtiger zwang, gebieterischer, was sie zum Schreibtisch riß, ihr befahl, wie ein Herr seinem Leibeigenen, ihr die Feder in die Hand preßte: „Schreib!“

Gewiß liebte sie ihr Kind. Sie drückte es oft an sich in stürmischer Zärtlichkeit und küßte sein flaumiges Köpfchen, legte seine Händchen an ihre Wangen, an ihre Stirn, streichelte seine nackten Beinchen, seinen sammetweichen kleinen Nacken — wer konnte sagen, daß sie ihr Kind nicht liebte?! Es schnitt ihr durchs Herz, wenn sie es rufen hörte; es war an die Thür gefroren, — lieber Gott, auf allen vieren! — „Mam! Mam!“ Und nun hatte es sich gestoßen — sich weh gethan! Es weinte. Und sie preßte die Hände an die Ohren, und starrte auf das Papier — oh, das Weinen drang doch bis zu ihr. — „Mam! Mam!“ Nein, nichts hören! Immer fester die Ohren zugehalten, nicht gehört, nicht gesehen, nicht aufgesprungen, gar nicht gemüdt! — — —

Sie sah auf ihren Mann nieder. „Laß das Kind schlafen.“

sagte sie herb, „sonst haben wir keine Ruh. Mitle ist schon zu Bett, ich kann nicht mehr von ihr verlangen, als sie thut; sie ist alt und schwach.“

„Wir werden noch ein Mädchen nehmen“, sagte er und sah sie besorgt an. „Ich will nicht, daß Du Dich über-nimmst!“

„Wirst Du das denn können?“ Ein Zug qualvoller Unruhe irrte über ihr Gesicht. „Du hast schon so viele Ausgaben!“ Sie setzte sich plötzlich schwer auf den nächsten Stuhl und ließ die Hände in den Schoß fallen.

Sofort erhob er sich von den Knien und trat vor sie hin, ihren Kopf an sich ziehend. „Ach solche Sorgen!“ Er bemühte sich, seinen Worten einen scherzhaften Anstrich zu geben. „Ich brauche doch nicht in ein paar Jahren gleich ein Krösus zu werden! Das kommt schon nach und nach von selbst. Ich werde schon noch ein Mädchen bezahlen können?“ Und ernster fügte er hinzu: „Vor der Hand ver-brauchen wir eben noch, was wir verdienen.“

„Was Du verdienst!“ Und dann murmelte sie: „Ich wollte Dir helfen, ich müßte Dir helfen!“

Er schien das nicht zu hören und streichelte unablässig ihr blondes Haar. „Es ist eigentlich unverantwortlich von mir, daß ich Dir nicht längst ein zweites Mädchen gehalten habe — ich mache mir Vorwürfe!“

„Du?“ Sie sagte es in einem ganz eigentümlichen Ton, hob rasch den Kopf und sprang auf, eine qualvolle Unruhe schien sie zu peinigen, mit großen Schritten ging sie vor ihm hin und her. „Was bin ich?“ Sie erhob leidenschaftlich die Stimme, ohne Rücksicht auf das schlafende Kind.

„Was leiste ich? Nichts! Gar nichts!“ Die Hände an die Schläfen legend, starrte sie zu Boden. „Ich wäre so stolz, auch etwas zu geben; ich habe Dir nichts in die Ehe gebracht als die lumpige Aussteuer, mein kleines Erbteil ging dabei zur Hälfte drauf. Du arbeitest, Du plagst Dich — oh, ich weiß es wohl!“ — sie hob den Kopf und sah ihn an mit brennenden Augen — „Du revidierst Bücher, Du suchst allerlei Nebenverdienst. Denst Du, ich sehe nicht, wie müde Du oft bist? Und ich — eine heftige Gereiztheit gegen sich selbst brach sich Bahn, sie sprach ohne jede Logik — „ich faulenze! Ich quäle mich, aber ich schaffe nichts, ich kann nichts mehr, es war ein Zufall, der mir den ersten Erfolg in den Schoß warf! Ich habe kein Talent. Ich sitze am Schreibtisch, ich empfinde und kann's doch nicht in Worte kleiden, ich sehe und kann's doch nicht beschreiben. Alles ekelt mich an, mein eigenes Schreiben; es genügt mir nicht, es ist erbärmlich! Ich verzweifle!“ Sie brach mit einem Seufzer ab, der wie ein Stöhnen klang. Mit schlaff herunterhängenden Armen stand sie da und tief-gestemten Kopf. „Ich versprach mir Erfolg“, murmelte sie, „mir, Dir! Ich habe gelogen!“

Er hatte ihrer leidenschaftlichen Erguß nicht unterbrochen, sondern sie ruhig ausreden lassen. Seine Stirn war zusammen-gezogen, seine Augen sahen traurig darein, aber er unter-drückte den schmerzlichen Klang in seiner Stimme. „Elisabeth, Du bist so ungerecht gegen Dich! Du“ — er zog sie in die Arme — „Du gibst so unendlich viel, viel mehr als Du selbst es weißt!“ Er küßte sie zärtlich. „Meine liebe Frau!“

Sie ließ sich seine Küsse gefallen, aber erwiderte sie nicht. Plötzlich riß sie sich los, faßte ihn mit beiden Händen vorn am Hals und sah ihn starr ins Gesicht. Ganz nahe funkelten ihre Augen den seinen. „Kann die etwas?“ stieß sie hervor. „Sage mir! War der Erfolg gerecht? Kann sie mehr als ich? Du, lüge nicht!“ Sie rüttelte ihn.

„Eifersüchtig, Elisabeth?“ Er blickte sie ernst an. „Das solltest Du nicht sein, Du hast es nicht nötig!“

„Oh!“ Von einem plötzlichen Impuls getrieben, warf sie sich ihm an die Brust — das Kind wachte auf mit einem hellen Schrei, die Eltern beachteten es nicht. Elisabeth schluchzte, dazwischen lachte sie.

„Es ist lächerlich — hahaha — oh, ich weiß es, es ist schlecht von mir! Ich werde schlecht! Wilhelm“ — sie klammerte sich mit beiden Armen an ihren Mann — „das waren Höllenqualen! So dazusitzen, das zu hören, zu wissen: Du kannst das besser machen — und doch — doch — ja, ich bin eifersüchtig!“ Sie zitterte am ganzen Leib. „Ich schäme mich, ich kann nicht dafür, ich beneide sie alle, alle haben Glück, ob verdient oder unverdient — nur ich nicht!“

(Fortsetzung folgt.)

## Erntezeit.

Von Hans Ostwald.

(Nachdruck verboten.)

„Himmel —!“ schimpft Herr v. Zargig. Er hat seine Beine nicht hoch genug heben können und ist in den Wagen hineingefallen. Mit rotem Kopf rappelt er sich auf: „Nu aber zu, Jochen, daß Du die Aenden noch einholst.“

Der Knecht peitscht auf die Pferde los — mit jähem Ruck rennen sie durch die Dorfstraße vorwärts. Aus dem Dunkel unter den großen Kastanienbäumen klingt es noch einmal: „Na — gute Nacht auch!“ Dann hören die beiden, die aus dem Fenster des Herrenhauses lehnen, nur das Pferdegetrappel, das sich nach und nach entfernt. Kein Laut mischt sich hinein. Trohdem der Staub der Landstraße die Tritte der Pferdehufe dämpft, hören sie es noch lange; regelmäßig stampfen die Tiere — vorwärts — nach Hause.

Die beiden lehnen so lange im Fenster und starren in das Dämmern der mondlosen Sommernacht, bis von hinten, von den Stallgebäuden das Brüllen unruhiger Rinder und das Gewieher schlafloser Pferde ertönt.

„Na — das Vieh hat heute wieder gar keinen Schlaf!“ sagte Herr von Wendt und tritt zurück in das Zimmer. Der Kronleuchter und die Lampen auf den Tischen brennen noch. Die Kerze auf dem Rauchtisch, der an den großen Spieltisch geschoben ist, flackert trüb in dem dichten Qualm, der in dem Zimmer liegt. Herr von Wendt tritt rasch auf den Rauchtisch zu und brüht mit seinen Fingern die Flamme aus. Auch den Kronleuchter und eine der beiden Lampen löst er. Seine schlante Gestalt, die noch die straffe Haltung des Kavallerie-Offiziers hat, bewegt sich mit großer Sicherheit. Auch in seinem glatten Gesicht, das von kurzgeschorenen, blonden Haaren gekrönt wird, zeigt sich jenes herrliche Selbstbewußtsein. Seine Augen blicken offen, das Kinn ist hart, nur die etwas vor-fallende Unterlippe giebt dem Ausdruck etwas Weiches.

Seine Frau hat ihm stillschweigend vom Fenster aus zugeesehen. In ihr hübsches, volles Gesicht, das ebenso wie ihre Gestalt voll sinnlicher Wärme ist, tritt bei seiner Thätigkeit ein gelinder, spöttischer Zug. „Gott, wie sparsam wir sein müssen!“ sagt sie leise. „Aber Lüddi! Warum soll denn auch noch länger das alles brennen? Es wäre doch ganz zwecklos.“

Er prüft die auf dem Tisch, der Strebend und dem Büffett stehenden Weinflaschen und stellt alle, die noch Reste enthalten, unten ins Büffett.

Sie lächelt wieder so spöttisch, doch müder.

Als er fertig ist, sagt er: „Wie unruhig heute das Vieh ist! . . . Hörst Du, als ob nicht ein Stück schläft. . . . Es ist aber auch zu warm. Man hat ja selbst keine Lust zum Schlafen. . . . Und dabei ist man so matt und schlaff. . . .“

„Nicht wahr?“ Sie setzt sich zu ihm auf den mit schwarzem Leder bezogenen Divan. „Ach, es müßte doch zu schön sein, jeht in dieser Jahreszeit oben im Norden zu sein — in den Bergen mit dem Eis — und die Eismjeln — und die Witternachtsjonne —“

Ihre Schwärmerei stecht ihn an. Er streicht ihr über das Haar, sagt aber gleich darauf: „Ach, daran können wir ja noch gar nicht denken! Das können sich wohl Zargigs leisten. . . die haben auch 'ne große Mollerei und — ja, dagegen bin ich doch nur ein Stoffath. Du weißt ja, daß unser Gut ganz riesig verschuldet war, als ich es vom Vater übernahm. Und meinem Schwager muß ich auch noch sein Teil auszahlen. Bargeld hatten wir doch gar nicht —“

„Ja, ich weiß schon; weil ich nichts mitgebracht habe —“ unterbricht sie ihn verlegt.

„Lüddi!“ sagt er ernst und eindringlich. „Ich habe Dir nie einen Vorwurf daraus gemacht, daß Dein Vater so wirtschaftete. Wir hatten uns doch vorgenommen, zusammen zu arbeiten und vorwärts zu streben.“ — Er spricht zärtlich: „Sieh mal, wir wollen doch nun auch so weiter streben. . . . Wenn wir erst was hinter uns haben, können wir ja genug genießen und nachholen. So hast Du selbst immer gesagt.“

„Ach, dabei wird man alt und grau!“ meint sie unwillig.

„Aber — Du — es geht Dir doch immer noch ganz gut!“ Er versucht zu scherzen: „Du siehst noch gar nicht alt und grau aus. . . . Und wir fahren doch auch jeden Winter ein paar Wochen nach Berlin und — hm — Du, meinst Du wirklich, es ginge Dir schlechter, wie unseren Tagelöhnerfrauen?“ Er pufft sie neckend auf den vollen Arm: „Bist schon ganz abgemagert vor Sorgen und Hunger.“

Sie schluchzt plötzlich laut auf: „Nun hast Du mich auch noch zum besten!“

Er will sie an sich ziehen. Sie aber stößt ihn von sich: „Ja, das habe ich davon, daß ich hier jahraus, jahrein wie eine Magd arbeite. . . . Da werde ich noch ausgelacht. . . . Zum Sterben langweilig ist's hier. Kann, daß mal in der Woche einer zum Besuch kommt, oder wir mal hinfahren zu Zargigs oder Börne-wizens oder — ja, und was hört man überall? Wir reisen dahin und fahren zu dem Reinen, und zu dem Fests, und zu jener Ausstellung, und. . . ja, was nicht noch alles! Soll man denn immer zurückstehen?“

„Aber — wir müssen doch erst was hinter uns haben. . . .“

„Ach, das — — das hab ich nun satt.“

„Wo soll ich denn das Geld herbeschaffen? Mehr als arbeiten kann ich doch nicht.“ Ihr erdiges Gesicht, das wieder auflebt, zieht ihn an und macht seine feste, bestimmte Sprache unsicher. Er sieht ihr näher,

Sie legte ihren Arm um seinen Hals: „Ach, das meine ich nicht... Aber — ich verstehe nicht, warum Du es nicht mit Deinen Arbeitern so machst, wie Zargig und die andern? Bei Dir können sie schlafen, bis ihnen die Sonne in den Hals scheint.“

„Nein, Lüddi, Du mußt auch nicht übertreiben. Du weißt genau, daß sie um vier heraus müssen... Und jetzt, in der Hitze, kann man auch nicht zu viel verlangen. Die Mittagsstunde müssen sie feiern. Du hast doch gehört, daß bei Zargig schon über Mittag ein paar umgefallen sind.“

„Na, das schadet doch weiter nichts. Wenn die sich eine Stunde ausruhen, sind sie auch wieder frisch. Die Kerle halten doch was aus. Und Du hast selbst gesagt, daß Du, wenn Du alles acht Tage früher hereinbekommst, an fünfhundert Mark mehr herausschlägst, gerade in diesem Jahr, wo alles so knapp geworden ist.“

„Ja, ja —“  
„Na,“ sie zieht seinen Kopf auf ihre Schulter und lächelt mit glänzenden Augen: „O, dafür könnten wir doch schon mal nach Norwegen...“

Seine Unterlippe zittert, seine Augen röten sich. Abwehrend fragt er: „Und wer beschäftigt die Kartoffelernte — und die Rüben —“

„Dafür ist doch Schumann da.“ Sie küßt ihn rasch, damit er nicht mehr Einwände machen kann. Dann sagt sie: „Nun geh, wecke die Leute. Ich möchte schlafen gehen.“

Er steht widerstrebend auf und sieht nach der Uhr: „Es ist noch eine halbe Stunde zu früh.“

Sie sieht ihn aufmunternd an. Er geht rasch hinaus und stellt die Uhr, die über der Hausthür hängt, eine Stunde vor. Dann geht er über den Hof und stößt mit den Füßen gegen die Thür des niedrigen Arbeiterhauses: „Donnerwetter! Wie lange wollt Ihr denn schlafen?! Es ist schon ne halbe Stunde über die Zeit! Zur Strafe arbeitet Ihr mittags durch... Ich werd' Euch gleich! — Eine Stunde Mittag und dann morgens in den Federn bleiben, bis die Sonne Euch in den Bauch scheint!“

Während seines Potterns sind drin die Leute wach geworden. Einige springen gleich ängstlich auf und fast alle murmeln voll Achtung: „Dummerkerl! Uns Herr is awerst früh upp'm Posten!“

Er geht, als er sie aufstehen hört, zurück. Im Schlafzimmer ist es still. Seine Frau hat sich schon niedergelegt. Er schließt die Fensterladen vor dem blassen Schimmer, den die Morgendämmerung durch das nächtliche Dunkel zieht...

Sie sitzen beim ersten Frühstück im Speisezimmer. Die grelle Mittagssonne, die ihren Schein auf die Kastanienbäume prallen läßt, strahlt grünlischen Widerschein herein, der die blassen Gesichter noch übermächtiger macht.

Von rückwärts, vom Hof, dringt plötzlich verworrenes Geschrei durch die geöffneten Thüren. Herr v. Wendt will aufspringen; doch da kommt schon der starknackige Inspektor Schumann näher und leucht: „Herr von Wendt — zwei sind — während des Mittags — umgefallen.“

Herr v. Wendt springt auf und sieht die hinter dem Inspektor herandrängenden Arbeiter drohend an: „Wer?“ fragt er halb erschreckt, halb scharf abweisend.

„Der Batke und der kleine Radomski. Zwei gute Schnitter, die wir nicht entbehren könnten.“

„Und denn bimmeln die andern hier so herum?“ fragt Herr v. Wendt mit grellem Kommandoton.

„Ja, vielleicht — kann noch der Arzt helfen“, stottert der Inspektor verlegen. „Sie scheinen zwar tot zu sein.“

„Na ja, dann fix einer nach der Stadt. Die andern aber —“ Er wies mit der Hand nach den Feldern.

„Es sind Katholiken!“ jagte der Inspektor leise; „zwei möchten gern Totenwache halten — das ist wohl so Brauch?“

„Nein, das ist nicht nötig. Das übernehme ich!“ meldete sich die junge Frau.

Herr von Wendt jagte die Arbeiter an ihre Arbeit. Als er zurückkam, hatte sich seine Frau schon schwarz gekleidet.

„Mit der Nordlandsreise ist es nun nichts!“ meinte sie. Er ging, mit den Händen am Kopf, schweigend im Zimmer auf und ab. Als sie sein verstörtes Gesicht sah, lachte sie auf: „Du brauchst Dir darum keine Gedanken zu machen. Ich habe ja nun doch meine Abwechslung.“

„Ach — es ist nur — zwei Menschen tot —“ antwortete er mit heiserer Stimme und ging weiter hin und her.

„Ja, ja“ — ihr Gesicht wurde nachdenklich und mitleidig — „Ja, es ist auch wirklich schrecklich.“ —

### Kleines Feuilleton.

— Ein künstlicher Kehlkopf. Seitdem Professor Willkoth im Jahre 1873 zum erstenmal die totale Kehlkopfexstirpation, die Herausnahme des ganzen menschlichen Kehlkopfes, mit Erfolg ausgeführt hat, ist durch diese Operation bereits sehr vielen an Kehlkopfkrebs Leidenden das Leben gerettet worden. Leider aber geht mit der Herausnahme des Kehlkopfes auch die menschliche Stimme verloren, und alle Versuche, durch Einziehung eines künstlichen Kehlkopfes aus Kautschuk oder ähnlichem Material an die Stelle des herausgenommenen die Stimme wieder herzustellen, sind bisher so gut wie erfolglos geblieben. Ganz neue Ansichten auf diesem Gebiete eröffnet nun ein vor kurzem von dem Breslauer

Chirurgen Professor Mikulicz ausgeführter Versuch. Bekanntlich bildet sich beim gesunden Menschen, indem die ausgeatmete Luft die Stimmbänder des Kehlkopfes in Schwingungen versetzt, die Stimme. Diese Stimme aber wird erst artifiziert, wird erst zur Sprache dadurch, daß aus ihr durch die verschiedene Stellung des Gaumens, der Zähne, der Lippen usw. die verschiedenen Laute gebildet werden. Es entsteht also beim natürlichen Sprechen zuerst die unartifizierte Stimme, dann aus dieser auf dem Wege durch den Mund die artifizierte Sprache. Bei dem von Professor Mikulicz durchgeführten Versuche ist die Reihenfolge umgekehrt. Es handelte sich bei diesem Versuche um einen siebenundvierzigjährigen Mann, der an Kehlkopfkrebs litt und dem zunächst vor einigen Monaten der ganze Kehlkopf herausgenommen wurde. Hierdurch verlor er die Stimme dergestalt, daß er sich nur noch ganz nahe bei ihm stehenden, die genau seine Mundbewegungen verfolgten, durch ganz leises Flüstern mühsam verständlich machen konnte. Professor Mikulicz hat nun, um diesem Manne die Stimme wiederzugeben, eine Art Metallpfeife konstruiert, welche der Patient vermöge eines leicht zu handhabenden Mechanismus, wenn er sprechen will, selbst unmittelbar vor dem Munde befestigen kann. Wenn Einatmen der Luft tönt diese Pfeife nicht, da dies durch ein Ventil verhindert wird. Die Luft tritt vielmehr frei in den Mund und wird von da mit Hilfe eines Schlauches und einer in die Luftröhre eingefügten Kanüle in die Lungen geleitet. Beim Ausatmen nimmt die Luft denselben Weg; im Munde bilden sich jetzt infolge der verschiedenen Stellung der Lippen, Zähne usw. die einzelnen Laute, die aber Flüstertöne bleiben würden, wenn sie nicht beim Verlassen des Mundes durch die nun in Thätigkeit tretenden Stimmbänder der Pfeife ebenso laut und vernehmbar gemacht würden, wie die natürliche Sprache. Der Patient, an welchem Professor Mikulicz diesen erfolgreichen Versuch unternommen hat, ist, wie erwähnt, ein siebenundvierzigjähriger Mann, der sich über die Wiedergabe seiner Stimme sehr erfreut zeigt. Er ist im Stande, den Apparat selbst abzunehmen und wieder anzulegen. Hat er ihn abgelegt, so vermag er nur ganz leise Flüstertöne hervorzubringen; trägt er ihn dagegen, so kann er vollständig deutlich sprechen. Die Stimme des breitschulterigen Mannes klingt allerdings fast so hell wie die eines dreizehn- bis vierzehnjährigen Mädchens; doch läßt sich hierin durch Abstimmen der Pfeife auf eine andere Tonlage auch eine Aenderung herbeiführen. —

### Gesundheitspflege.

— Die Pflege des kindlichen Gehörorgans. Den Gehörorganen des Kindes sollten die Eltern eine besondere Fürsorge zuwenden, weil durch Vernachlässigung derselben leicht erstere Störungen entstehen können. So ist es notwendig, die Gehörgänge jeden Morgen von der überschüssigen Menge des Fettes, des sogenannten Ohrenschmalzes, welches sich in den Gehörgängen tagsüber angesammelt hat, zu befreien, sonst erhärtet das Ohrenschmalz leicht zu dicken Pfropfen, und es entstehen dann Ohrenausen und plötzlich eintretende Schwerhörigkeit, welche man sich oft nicht zu denken weiß. Zur Reinigung des Ohres darf aber kein Instrument benutzt werden, weil das Hineinfahren mit starren Körpern gefährlich ist und man nicht weiß, wie weit man im Gehörgang vordringen darf, ohne das Trommelfell zu verletzen. Auch Wasser soll nicht in die Gehörgänge hineingebracht werden, denn dasselbe erregt, namentlich wenn es mit Seife vermischt ist, leicht eine entzündliche Reizung der Auskleidung des Gehörganges. Die Reinigung der Gehörgänge darf nur mit einem Tuch, welches man in Form einer Wiege zusammendreht, erfolgen. Älteren Kindern sollte man diese Prozedur selbst überlassen, weil das eigene Tastgefühl des Kindes die Ohren am besten vor Verletzungen tieferer Partien des Gehörganges schützt. Das Ohrenschmalz kann nun in zu großer oder zu geringer Menge abgesondert werden. In letzterem Falle leiden die Kinder an einer großen Sprödigkeit der Haut des Gehörganges und infolgedessen an einem lästigen Jucken in den Ohren. Um daselbe zu stillen, greifen dann solche Kinder zu allen möglichen Dingen, die ihnen in die Hände geraten, um sich in die Ohren hineinzufahren und durch Kratzen oder Wöhren die unangenehme Empfindung zu mildern. Das ist aber ein gefährliches Manöver, und man soll es bei den Kindern nicht dulden. Mit Vorliebe werden von den Kindern Notizbleistifte, welche mit Köpfen versehen sind, zum Kratzen in den Ohren verwandt. Schon oft ist es vorgekommen, daß sich der Kopf des Bleistiftes bei den Kratzbewegungen im Gehörgange von dem Stifte losgelöst hat, als Fremdkörper im Gehörgange stecken geblieben und hier schwere Entzündungen und Eiterungen veranlaßt hat. Man muß vielmehr suchen, den Zustand der Trockenheit, die Veranlasserin der Juckungen zu beheben, und dies geschieht am einfachsten und sichersten dadurch, daß man den Gehörgang mit einem Wattewidel oder einem feinen Haarpinsel, welche man in irgend eine indifferente Salbe eintaucht, auspinselt. Das soll zwei- bis dreimal wöchentlich geschehen. Als Salbe benutzt man am besten entweder Vorbaselin oder Lanolin-Creme oder Goldcreme. Sehr häufig kommt es vor, daß Kinder sich fremde Gegenstände ins Ohr stecken. Hier heißt es also zunächst kaltes Blut bewahren und nichts übereilen. Fremdkörper im Ohre sind, da hierbei nur das äußere Ohr in Mitleidenhaft gezogen wird, in der Regel ungefährlich. Sie werden es aber, wenn mit allen möglichen Zangen, Säheren, Hältern usw. daran herummanipuliert wird, dadurch Blutungen entstellen, der Fremdkörper immer weiter hereingetrieben und das Trommelfell verletzt wird. Man hat es daher strenge zu meiden, den Fremdkörper mit irgend welchen Instrumenten entfernen zu wollen. Man versuche, ob nicht durch Schütteln des Kopfes der

Fremdkörper von selbst herausfällt, allenfalls versuche man durch vorsichtiges Auspritzen des Ohres den Gegenstand zu entfernen. Gelingt dies nicht, so suche man ärztliche Hilfe auf. Dies gilt zunächst, wenn es sich um massive Körper, wie Glasperlen, Schußknöpfe, handelt. Sind dagegen quellbare Gegenstände ins Ohr gelangt, wie Erbsen oder Getreidekörner, so muß davor gewarnt werden, das Ohr naß auszuspritzen, weil dadurch die Quellung vermehrt wird. Bekannt ist, daß durch körperliche Züchtigungen, durch die sogenannte Ohrpeise eine Verletzung der Gehörgänge und zwar eine Durchlöcherung des Trommelfelles entstehen kann. Derartige Züchtigungen sollen also ganz unterlassen werden. Irrtümlicherweise wird übrigens angenommen, daß ein schwacher Schlag auf das Gehörgang umgefährlich sei; es kann vielmehr auch bei einem ganz leichten Hieb gegen das Ohr, sobald der Gehörgang luftdicht verschlossen ist, ein Riß des Trommelfelles eintreten. Es kommt hier besonders die verschiedene Dicke des Trommelfelles in Betracht. Verwerflich ist demnach selbst ein nur leichtes Zuschlagen der Ohren mit beiden Händen. Von Krankheiten, welche nachteilig auf das Gehörgang wirken, kommen in erster Linie Nasenkatarrhe in Betracht. Diese wirken schädigend auf die Leitung vom Nasenrachenraum gegen das Mittelohr und das Trommelfell ein, und die Kinder werden dabei oft schwerhörig. Stets soll das Kind durch die Nase atmen. Abgesehen davon, daß es nur dann reine und im Winter warme Luft einatmet, neigt es auch weniger zu Erkältungen und Schwerhörigkeit. Die Kinder, die durch den Mund atmen, erhalten oft Anschwellungen im Nasenrachenraum, die auf das Gehör einwirken. — (Köln. Volksztg.)

**Aus dem Tierleben.**

— Käfer in Termitenbauten. Wie in den Nestern der Ameisen eine große Anzahl von gastierenden Käfern lebt, so verhält es sich ähnlich in den Termitenbauten. Namentlich sind es Laufkäfer, die sich in dieser Weise an die Termiten angeschlossen haben. Nach den Angaben, die der „Prometheus“ den Veröffentlichungen Wasmanns in den „Verhandlungen der zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien“ entnimmt, sind bisher die Species *Glyptus sculptilis* (Sierra Leone, Goldküste) sowie *Orthogonius Schaumi* und *acutangulus* (Ceylon) als echte Termitophilien beobachtet worden. Die Larven dieser Käfer werden nämlich von den Termiten erzogen, wobei sie eine flaschenförmige, den jungen Termitenköniginnen sehr ähnliche Gestalt annehmen. Ein anderer Käfer, der in Ceylon heimische *Hellnodes Taprabanae*, wohnt ebenfalls in Termitenbauten; doch lebt er dort nicht als Gast, sondern er nährt sich vielmehr, wie seine spießförmige, Hornjungwe beweist, von den Termiten. Dagegen ist nach den Beobachtungen von Haviland ein großer südafrikanischer Laufkäfer, *Rhopalomelus angusticollis*, gesetzmäßig termitophil. Dieses Tier wurde in den Nestern des *Termes latericius* aufgefunden. Die Nester dieser Species entbehren eines besonderen Erdhügels; zwei oder drei Löcher von etwa zwei Zoll Durchmesser führen vertikal in die Erde hinab. Die Bewohner gehören zu den pilzbauenden Arten. Die Königinnlammer befindet sich nahe dem Centrum des Nestes. An Stelle einer Königinnlammer fand sich im Innern des Baues eine Art Nöhre, die sechs bis sieben Käfer der oben genannten Species enthielt. Einige davon hatten eben erst das Puppenstadium verlassen, denn ihre Flügel bedeckten den Hinterleib noch nicht vollständig. Aus dieser letzten Beobachtung läßt sich der sichere Schluß ziehen, daß *Rhopalomelus* in den Termitenestern erzogen wird. Sonst bliebe es ganz unerklärlich, wie die ganz frisch entwickelten Käfer in das Innere des Termitenestes gelangen konnten. Offenbar werden die Käferlarven von den Termiten an Stelle der eigenen Brut der Königinn erzogen. Die Pflanzgitter erweisen sich hierfür aber wenig dankbar, indem sie als echte Raubtiere von der Termitenbrut sich nähren. Die erwachsenen Käfer werden wahrscheinlich feindlich von den Termiten behandelt. Allerdings dürften die nur 5 Millimeter langen Soldaten des *Termes latericius* den etwa 3 Centimeter langen, starken Laufkäfern, vorausgesetzt, daß diese völlig erhärtet sind, nicht viel anhaben können. Zudem ist der *Rhopalomelus* auch noch durch einen starken Defensivgeruch geschützt. —

**Technisches.**

— Der Schliff eines Niesen spiegels. Wie bereits kurz berichtet, ist es in Paris gelungen, dem für das große Fernrohr der nächstjährigen Weltausstellung bestimmten Planspiegel, der einen Durchmesser von 2 Meter besitzt, eine bis auf 0,03 Millimeter genaue Oberfläche zu erteilen. Nähere Angaben über diese Arbeit entnimmt jetzt die „N. Z. Ztg.“ den Berichten der französischen Akademie. Dieser Glasspiegel bildet, wie bekannt ist, das Hauptstück des Niesenfernrohrs; er ist auf zwei zu einander senkrechten gewaltigen Metallaxen drehbar und reflex und leitet die von den Himmelsobjekten herkommenden Strahlen stets horizontal in die vor ihm stehende sechzig Meter lange Teleskoprinne aus Stahlblech, welche vorn das Augenglas für den Beschauer trägt. Von der tadellos ebenen Fläche des Spiegels hängt natürlich die Güte des Bildes außerordentlich ab; allein zwölf Glasblöcke mußten gegossen werden, bis es endlich gelang, ein Stück von so großer Gleichmäßigkeit der Masse zu erhalten, daß aus ihm der feine Spiegel — eine cylindrische Scheibe von 30 Centimeter Dicke und zwei Meter im Durchmesser — gefertigt werden konnte. Die Politur dieses Spiegels dauerte Monate

und Monate; immer zeigten sich wieder neue Unregelmäßigkeiten. Ob solche noch auf der Oberfläche vorhanden sind, prüft man dadurch, daß man mit einem Fernrohr die von dem Spiegel gegebenen Reflexe scharf begrenzter künstlicher Lichtpunkte betrachtet. Die geringste Verzerrung des Bildes zeigt stets die schadhafte Stelle dort, von wo der Lichtstrahl gespiegelt wird. Von der ungeheuren Empfindlichkeit des Spiegels, der bellänfig bemerkt 3600 Kilogramm wiegt, macht man sich einen Begriff, wenn man erfährt, daß es schon völlig genügt, nur die warme Hand in seine Nähe zu bringen, deren strahlende Wärme allein schon ausreicht, die Oberfläche so zu alterieren, daß die Bilder verzerrt erscheinen. Hierin liegt auch ein Hauptübelstand für die gute Leistungsfähigkeit des Spiegels, da er im Freien placiert, bei aufsteigenden warmen Luftströmungen jedenfalls unruhige Reflexbilder der Himmelsobjekte liefern muß. Wenn der große Spiegel ganz vollkommen poliert ist, so verliert man seine Oberfläche, eine ebenfalls noch verhältnismäßig schwierige Arbeit, die viel Sorgfalt erfordert. Der Preis des ganzen Fernrohrs beläuft sich auf die kolossale Summe von etwa 1 1/2 Millionen Franken. Mit Leichtigkeit soll dieses Nieseninstrument eine 6000fache Vergrößerung noch ertragen, bei günstigen Luftzuständen sogar eine 10 000fache. Letztere würde den Mond, der rund 380 000 Kilometer von uns absteht, in eine scheinbare Entfernung von 38 Kilometer rüden. —

**Humoristisches.**

— Neue Auffassung. Lehrer (Sprichwörter erklärend): Was verstehst Du unter dem Sprichwort: „Eine Hand wäscht die andere“?

Schüler: Daß beide Hände schmutzig sind. —

— Zwingender Beweis: Er: Halt! Auf diese Bank können wir uns nicht setzen — da steht „Frisch gestrichen“.

Sie: Oh, Gustav! Du liebst mich bei weitem nicht so innig, wie Du mir immer betuerst; Du hättest den frischen Anstrich sonst nicht bemerkt. — („Jugend.“)

**Notizen.**

— Im Deutschen Theater sollen schon im Beginn der nächsten Spielzeit zur Aufführung gelangen: Max Dreyers Schauspiel in vier Akten „Der Probekandidat“, Wilhelm Meyer-Försters Lustspiel „Der Vielgeprüfte“, von Ernst v. Wolzogen und Hans Olden eine Komödie in vier Akten „Ein Gastspiel“, von Georg Hirsfeld ein einaktiges Drama „Der unbankbare Sohn“. — Max Halbes dramatisches Werk „Das tausendjährige Reich“ geht der Vollendung entgegen. Ernst v. Wolzogen kehrt von München wieder zu dauerndem Aufenthalt nach Berlin zurück. —

— Das Lessing Theater hat im vergangenen Spieljahr einen Ueberschuß von 21 750 M. erzielt. Neben 13 Novitäten brachte es 23 Renaufführungen bekannter Werke. Als erste Novität der kommenden Saison, die am 1. August beginnt, soll am 12. August „Iris“, ein modernes Gesellschaftsdrama von dem Dänen Sven Lange, aufgeführt werden. —

— Hugo Ernst Schmidt, der Berliner Maler und Kunstkritiker, ist im Alter von 37 Jahren gestorben. —

— Der Schriftsteller Hans von Waschow hat in Dessau Selbstmord begangen. Außer dramatischen Werken hat er kritiken und im Jahre 1893 Schalepeare-Studien veröffentlicht. —

— Josef Rainz wird erst im Jahre 1901 wieder in Berlin spielen, und zwar einen Monat lang als Gast des Lessing-Theaters. —

— Rudolf Birchow erläßt in der „Nat.-Ztg.“ als Vorsitzender der „Berliner Gesellschaft für Anthropologie“ einen Aufruf „an alle Freunde der vorderasiatischen Geschichte“, zu einer Sammlung zu Gunsten der armenischen Expedition unter Dr. Feld und Dr. Lehmann. Gegenwärtig ist Herr Feld damit beschäftigt, die alte Semiramis-Stadt (Van) genauer zu durchforschen, und die neueste Nachricht besagt, daß in ganz unerwarteter Weise ein alter Tumulus daselbst sich als ein steinzeitliches Werk erwiesen hat. Die gewaltige Größe desselben macht besondere Aufwendungen nötig. Es giebt außerdem im westlichen Teil des alten Chaldien, der an Kleinasien grenzt, wichtige Plätze, welche der Uebergangszeit von der altchaldäischen zur assyrischen Zeit angehören und deren Explorierung von höchstem Interesse ist. Hier weist augenblicklich Herr Lehmann. Zum erstenmal wird also eine zusammenhängende und zugleich sehr zuverlässige Reihe der wichtigsten Nachrichten über eines der kleinen Reiche geboten, welche dem Vordringen der Assyrer nach Norden hin lange siegreichen Widerstand leisteten.“ Es wären mindestens noch 5000—6000 M. zur Beendigung der außerordentlich wichtigen Untersuchungen erforderlich. —

— Das Denkmal Ferdinand Lesseps, des Erbauers des Suezkanals, ist im Guß fertiggestellt; es soll vorzüglich gelingen sein. Ehe die Statue nach ihrem Standort am Eingang des Suezkanals eingeschifft wird, müssen die sieben großen Stücke, aus denen sie besteht, noch montiert werden. Die Statue selbst hat eine Höhe von 6 Metern. Am 28. Oktober wird die Enthüllung des Denkmals stattfinden. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 30. Juli.